

Ein Turm für Laufenburg : Einpassung, nicht Anpassung

Objekttyp: **Competitions**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **3 (1990)**

Heft 6

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

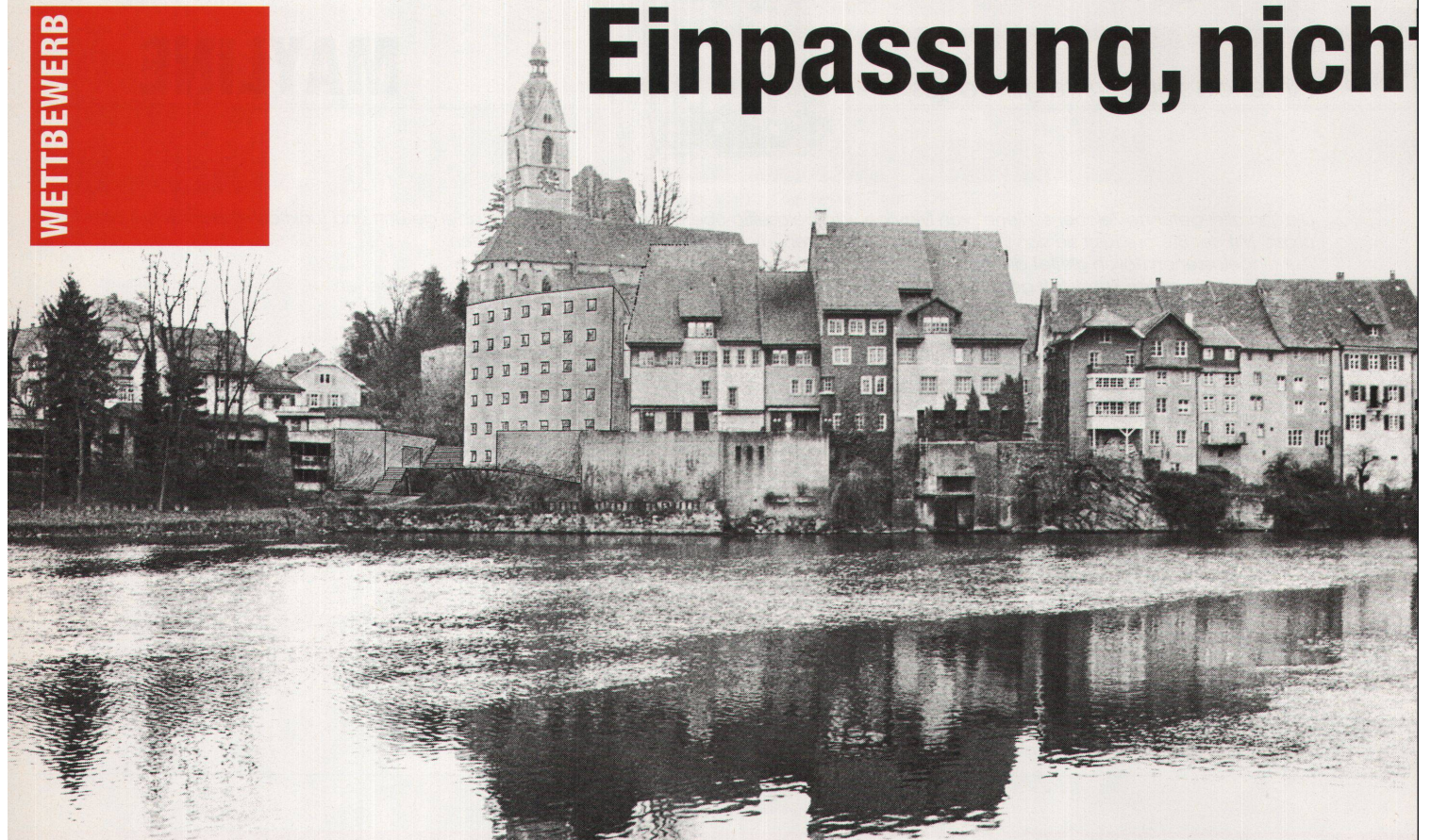
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einpassung, nicht



Rheinfront des ersten Preises: ein Schlusspunkt wie ein Wehrturm

Keine Nachbildung eines 1874 abgerissenen Stadttors in Laufburg wollte der aargauische Heimatschutz, sondern zeitgemässe Architektur. Das Ergebnis eines Wettbewerbs befriedigte zwar das Preisgericht, aber eroberte die Einheimischen. In welchem Stil sollen wir in der Altstadt bauen? Benedikt Loderer berichtet.

Ursprünglich dachten die Kraftwerke Laufburg und mit ihnen die Pensionskasse der Schweizerischen Elektrizitätswerke (PEK) an

ein Geschenk. Der 1874 samt Stadttor abgerissene Bärenurm sollte zur Freude der Stadt und der Elektrizitätswirtschaft zur Ehre wieder aufgebaut werden. Die Elektrowatt Ingenieurunternehmung wusste auch wie: mit heimatlicher Putzigkeit.

Doch bevor es soweit kam, griffen Denkmalpflege und Heimatschutz ein. «Unglückliche altstadtkompatible Passepartoutarchitektur» und «formalistische Harmonieklitterung oberflächlichster Art» mussten

sich die Wiedererfinder des Stadttors in einem Denkmalschutzgutachten vorwerfen lassen. Was für eine Märklin-Eisenbahnanlage recht war, war für Laufburg zu sentimental. Der Ausweg hiess Wettbewerb. Der Aargauische Heimatschutz, die Stadt Laufburg und die Pensionskasse der Schweizerischen Elektrizitätswerke taten sich zusammen und veranstalteten einen Projektwettbewerb auf Einladung. Viel Spielraum gab es bei den Nutzungen, denn: «Oberstes Gebot ist nicht die Erfüllung eines Raumprogramms, sondern eine architektonisch städtebaulich überzeugende Gesamtkonzeption.»

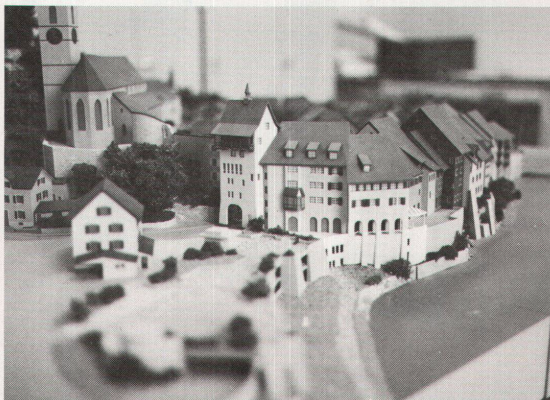
Die Zukunft, wie sie war

Die Laufburger waren allerdings schon gebrannte Kinder. Denn an der Stelle des abgebrochenen Stadttors war nach 1874 das Solbad entstanden, ein Hotelkomplex, der unbekümmert wenig Rücksicht auf

das mittelalterliche Stadtbild nahm. «Nicht nur der mit den Badeanlagen verbundene Tourismus», vermutete das Wettbewerbsprogramm, «sondern auch das Gebäude selber wurde von den Bewohnern anscheinend immer als Fremdkörper empfunden. Die Folge davon war 1971 sein Abbruch.»

Ein Teil des freigewordenen Grundstücks nimmt heute das Hotel Roter Löwe ein. Zwar auch das Ergebnis eines Wettbewerbs, doch ganz im Sinn des geforderten Einpassens spielt dieser Neubau Mittelalter. Von aussen ein Ensemble verschiedener schmaler Bürgerhäuser mit bewegter Dachlinie und voller «historischer Zufälle», im Innern ein rationeller einheitlicher Neubau mit durchgehenden Geschossen und Nutzungen.

Es geht um Vorurteile. Das Neue soll sein, wie es war. Altstadt wird immer als Bild verstanden, nie als Substanz. Die weitreichenden



So stellte sich Zoltan Komomondy, Chefarchitekt der Elektrowatt, den wieder aufgebauten Torturm und seine Hauszelle vor.

Anpassung

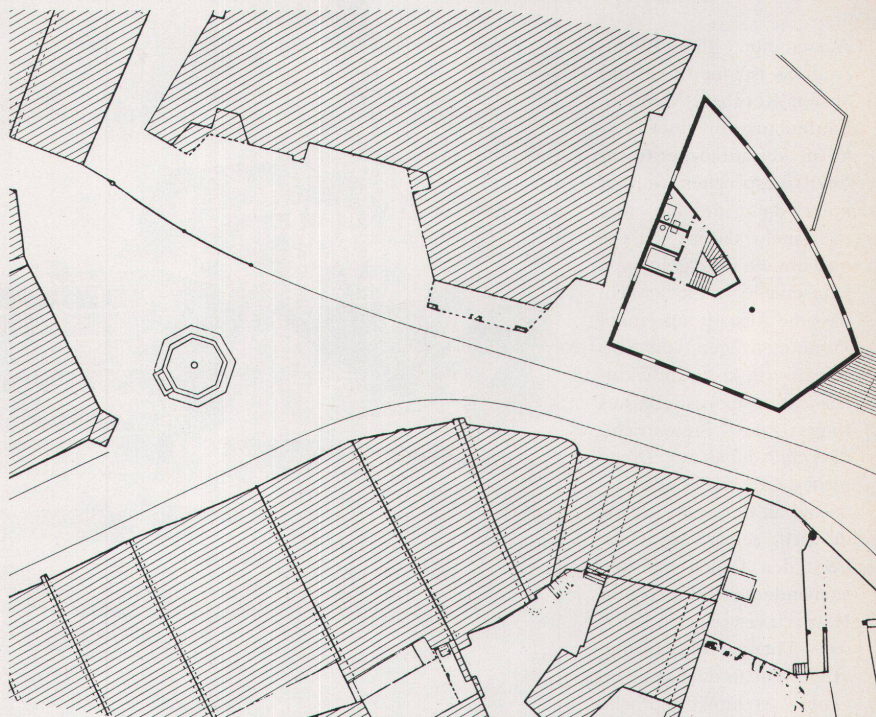
Bauvorschriften zum Schutz der Laufenburger Altstadt bestätigen dies. Sie haben eine Regel: Erlaubt ist, was alt aussieht.

«Damit ist ein völlig neues Problem entstanden», schreibt das Preisgericht dazu in seinem Bericht. «Angepasste Neubauten und renovierte Altbauten lassen sich auf den ersten Blick nicht mehr voneinander unterscheiden. (...) Indem Neubauten so tun, als ob sie eine ähnliche Vergangenheit hätten wie die Altbauten, werten sie deren Geschichte ab und können in der Zukunft keine eigene erwerben.»

Veranstalter und Preisgericht haben sich die Sache ernsthaft überlegt. Drei architektonische Fragen verlangten eine Antwort: Stadtrand, Stadtzeile und Stadteingang. Von der einzigen Stadtmauer ist auf

dem Areal nichts, vom dazugehörigen Stadtgraben wenig übriggeblieben. Doch ist die früher klare Trennung von ummauerter Stadt und offener Vorstadt in der Umgebung, wenn auch verwischt, so doch eindeutig abzulesen. Diese Trennung sollte mit dem Neubauprojekt unterstrichen, jedenfalls «nicht weiter verschliffen werden».

Hangseitig ist die Altstadtgrenze klar gezogen. Ein mächtiger Eckbau, am Anfang unseres Jahrhunderts entstanden, bildet das Ende der vom Kirchenhügel herabtreppenden Stadtmauer. Stadteinwärts folgt eine Häuserzeile, die in sanftem Schwung in den Marktplatz überleitet. Diese Zeile braucht ein «städtebaulich ähnlich starkes und architektonisch ebenso differenziertes Gegenüber». Doch hat diese Zeile auch eine



Situationsplan mit der Grundrisstruktur des ersten Preises von Otto + Partner AG. Der Marktplatz ist durch den Brunnen gekennzeichnet, darüber die «gewachsene» unregelmässige Form des neualten «Roten Löwen».

Die Torsituation: Eine Wand interpretiert die ehemalige Stadtmauer.

Überzeugungsarbeit liegt an uns

Glaubt man dem gesunden Volksempfinden, das in den Leserbriefen zum Wort kommt, so ist dieser ganze Wettbewerb eine Katastrophe für Laufenburg. Die Leute wissen, was sie zu verlieren haben: «Mit Stolz können wir jedem Besucher unsere Altstadt zeigen; aus jedem Blickwinkel ist sie ein gefreuter Anblick.» Und derselbe besorgte Leserbriefschreiber hat auch ein Programm: «Aus welchen Materialien die Bauten erstellt werden und wie die Gebäude im Innern gestaltet sind, ist dem Bürger egal. Das ästhetische äussere Bild ist in erster Linie wichtig, und aus dieser Sicht sind die Materialien zu wählen.» Zusammenfassend: Das Postkartenbild darf nicht beeinträchtigt werden, wie es erhalten bleibt, spielt keine Rolle. Und dass das Postkartenbild nur gerade für die Altstadt gilt, beweisen die Bauten, die sonst noch in Laufenburg herumstehen, dort kann von einem «gefremten Anblick» keine Rede sein. Woraus ich schliesse, dass nur die Altstadt pflegenswert ist. Vielleicht schlimmer noch: je putziger die Altstadt, desto weniger kommt es auf den Rest an.

Die Fronten sind klar: hier die Einheimischen mit ihrem Postkartenbild, dort die auswärtigen Fachleute mit ihren unangenehmen Wahrheiten. Und der Heimatschutz erst noch auf der falschen Seite! Wovor soll denn die Heimat geschützt werden, wenn nicht vor den Architekten? Jedenfalls gewissen. Jenen nämlich, die sich erlauben, die verschiedenen Laufenburg als die Jetztform eines Prozesses zu betrachten. Und sich deshalb vorstellen können, die Laufenburg hätten neben einer Vergangenheit auch noch eine Zukunft, weil sie eine Gegenwart haben. Diese Gegenwart wird ein Stück der Geschichte Laufenburgs werden.

Was mich an dieser Auseinandersetzung beunruhigt, ist der Graben, der die Fachleute von den gewöhnlichen Bürgern trennt. Reden wir überhaupt noch miteinander? Selbst Reinharts Architekturgeschichte wird nicht verstanden, sondern als Anekdote aufgefasst. Dabei ist ihm so furchtbar ernst. Über den Unverstand aller Laufenburger in der Schweiz zu lamentieren hilft uns wenig. Wir müssten uns gescheiter fragen, wie wir sie zu besserer Einsicht bringen. Der Wettbewerb des Aargauischen Heimatschutzes ist ein Schritt in dieser Richtung. Erst dann nämlich, wenn die Fachleute sich der Öffentlichkeit stellen und mit Projekten, nicht mit Absichtserklärungen einen Dialog aufnehmen, dann wird sich in Laufenburg etwas ändern. Diejenigen, die dies tun, sind eine Minderheit unter den Architekten und Planern. Es ist einfacher, unter seinesgleichen einig zu sein, als den Leuten eine Lochfassade zu begründen. Trotzdem kommen wir nicht darum herum, wenn wir den Graben, der uns vom Normalverbraucher trennt, zuschütten wollen. Denn genau in diesem Niemandland gedeihen die schillernden Sumpfpflanzen der Torhäuser des Typs «Putzig».

LR

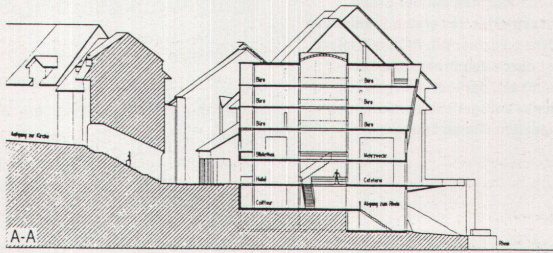
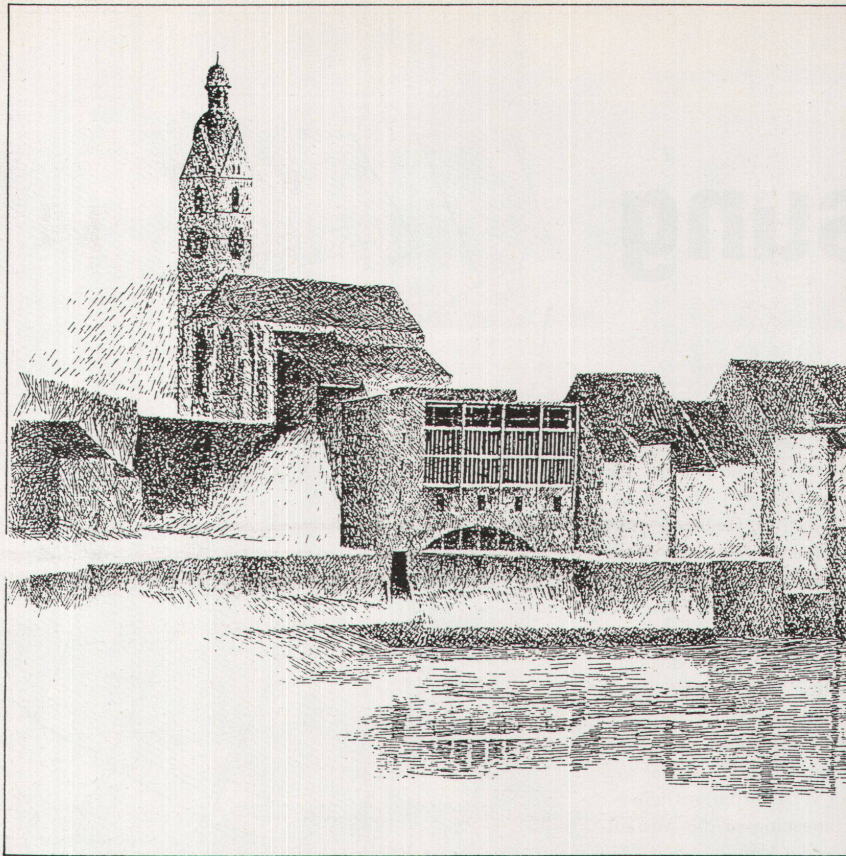


Aussenseite, die Rheinfront. Sie ist innen Zeile und aussen Kopfbau. Wenn in Laufenburg von einer Lücke im Altstadtkörper (nicht-bild!) gesprochen werden muss, dann deshalb, weil nicht mehr klar ist, «dass es hier um die Ecke geht».

Häuserzeile meint auch, dass die Altstadt aus einem Zusammenfügen von Einzelhäusern, von «Individuen» entstanden ist. Daraus folgert das Preisgericht, dass ein Neubau zwei Dinge nicht dürfe: weder «die Detailvielfalt der Stadt isoliert in sich selber schaffen» noch den Dialog mit den vorhandenen Räumen und Häusern verweigern. Kurz: das Thema Einpassung. «Der Neubau darf seine eigene Architektursprache sprechen, in der Grammatik und mit den Wörtern seiner Zeit.»

Zwar durfte dort, wo das Stadttor einst stand, die Strasse überbaut werden, doch ging es im Programm nicht um den Bautypus «Stadttor», sondern wiederum um den Unterschied zwischen innen und aussen. Von innen erlebt, sollte der Marktplatz – eine «für eine Kleinstadt recht grosszügige Anlage» – einen räumlichen Abschluss finden. Das ist erst möglich, «wenn der Raum davor wieder zur Gasse gefasst ist».

Von aussen betrachtet, soll der Stadteingang markiert werden. Nicht unbedingt ein Tor also, aber eine Raumgrenze war gefragt.



Anzufügen bleibt noch, dass «ein Abweichen von der Bauordnung denkbar» war.

Der Monolith des Anstosses

Zwölf Architekturfirmen waren eingeladen worden, die Blüte der Nordostschweiz plus zwei Tessiner (siehe Kasten). Alle Beteiligten waren sich bewusst, dass

Querschnitt mit dem Lichtloft: Der Rheinuferweg ist in das Gebäude eingebunden.

Rheinfront des zweiten Preises von Max Kasper und Stephan Mäder: ein Solitär als Zeilenende

es hier um die Probe aufs Exempel ging. Für einmal sollte ohne faulen Kompromiss gezeigt werden, was neues Bauen in alter Umgebung vermag.

Der erste Preis von Otto + Partner AG, Rheinfelden, macht seinem Kennwort Ehre: Monolith. Ein Kopfbau mit einer geschwungenen Fassade gegen den Rhein und einer geraden als Gegenüber zur Gasse hin setzt einen eindeutigen Schlusspunkt.

Damit sind die drei Fragen Stadtrand, Stadtzeile und Stadteingang mit einfachsten Mitteln beantwortet.

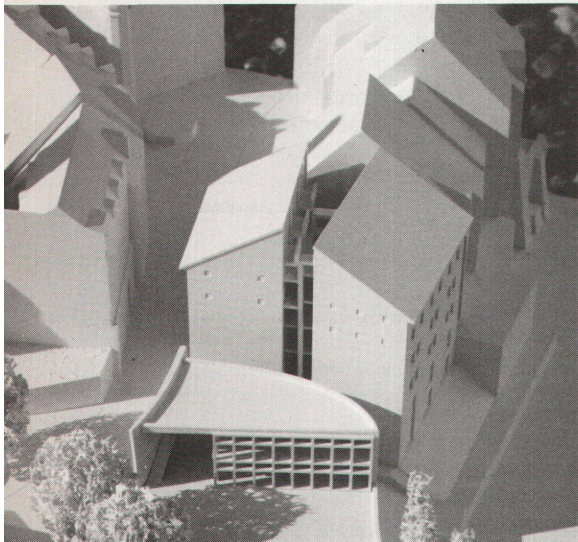
Der frühere Stadtgraben ist durch eine Treppenanlage aufgenommen worden, die den Abstand zwischen Neubau und der bestehenden Tiefgarage und die Grenze zwischen Stadt und Vorstadt verdeutlicht. Der fensterlose Mauerschilb, der die Ankommenden empfängt, wird zur Fortsetzung der Stadtmauer. Die Zeile findet in einem Kopfbau ihr Ende. Dass es hier um die Ecke geht, macht die Kurve des Fassadenschwungs augenfällig. Hier kann nichts mehr angesetzt werden. Durch die leichte Schrägstellung der Fassade gegen

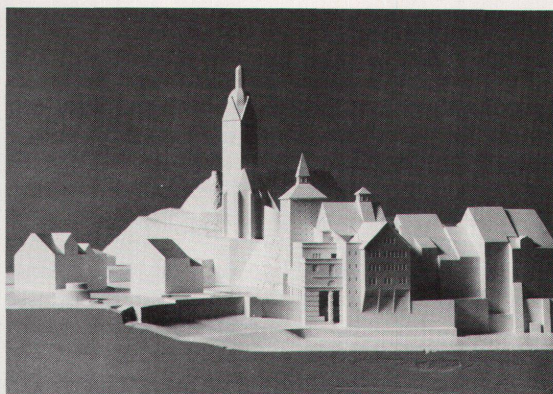
die Gasse hin verengt sich der Raum zum Stadteingang. Der innere Aufbau des Gebäudes ist von flächenschiebender Schlichtheit: Erschliessung und Nasszelle am Rand, an der Brandmauer zum Nachbarn, der Rest der Fläche ist nach Bedarf zu unterteilen. Die Lochfassaden haben in Laufenburg Entrüstung ausgelöst. Sie widersprechen so gründlich dem Postkartenbild, dass das Preisgericht zu erklären versucht: «Es ist diese einfache, aber einprägsame Fassade gegen den Rhein, die als Abschluss der Bauzeile den Stadtabschluss bildet, wie es ein alter Wehrturm getan hätte.» Vermutlich ist diese Wand sehr «mittelalterlich»: Löcher dort, wo sie gebraucht werden. Da dahinter überall dasselbe stattfindet, sind es auch dieselben Fenster. Eine verwandte Haltung zeigt der zweite Preis der Arbeitsgemeinschaft Max Kasper und Stephan Mäder: als Stadtabschluss ein Solitär. Diesmal setzt kein «alter Wehrturm», sondern ein neuer Block den Schlusspunkt. Allerdings geht es nicht mehr um die Ecke, sondern macht eine, das heisst, der Stadtkörper wird an dieser Stelle nicht der einstigen Mauer nachgebildet, sondern neu definiert.

Die innere Organisation nimmt allerdings das Thema Stadtmauer wieder auf. In einer Raumschicht als kopfseitigem Abschluss werden die Erschliessung und die dienenden Räume untergebracht. Diese Mauerschicht zeichnet sich in der Fassade gegen den Rhein als geschlossene, von Schartenfenstern unterbrochene Fläche ab. Parallel zum Fluss ist der Grundriss dreiteilig. Ein Lichtloft, der grösser sein dürfte, sorgt für das räumliche Erlebnis, das beim ersten Preis vermisst wird. Dieser Entwurf ist weit radikaler als der Monolith, denn er baut die Stadt neu, ohne das Vergangene nachzuzeichnen.

Eine ganz andere Haltung nimmt der dritte Preis von Eppler Maraini Partner ein.

Modell des dritten Preises von Eppler Maraini Partner: Die Grenze zwischen Stadt und Vorstadt liegt zwischen Haus und Pavillon.





Der Kopfbau wird in drei Gebäude aufgelöst, in zwei Scheiben mit einem Hof dazwischen und einen vorgestellten Pavillon. Die Zeile ist in der Flucht der benachbarten Häuser abgeschnitten, sie bleibt offen, was der Blick auf den Innenhof verdeutlicht. Eigentlich fehlt da noch ein Haus. Der Pavillon gehört zur Vorstadt, er liegt vor der Mauer und dem Graben und richtet sich nach aussen. Nicht die Geschlossenheit des alten Stadtkörpers ist das Ziel, sondern ein dialogisches Verhalten. Keine Trennung mehr, sondern Austausch.

Eine Architekturgeschichte

Ein Projekt, das bereits im ersten Rundgang ausgeschieden wurde, muss hier doch besprochen werden. Aus dem einzigen Grund, weil sich hier ein Architekt überlegt, «was zeitgenössisch ist und was nicht». Fabio Reinharts Vorschlag ist das genaue Gegenteil dessen, was das Preisgericht wollte: kein neues Bauen in alter Umgebung, sondern eine Architekturverzählung. Sie wird in Zeichen vorgebracht, die neu errichtet werden müssen, «um den abgerissenen Faden der Identität der Stadt wieder zu verknoten». Es wird eine Stadtbaugeschichte Laufenburgs erzählt, die nie stattgefunden hat, eine Fiktion mit realistischen Elementen, die zudem noch verfremdet sind.

Es war einmal eine Kleinstadt am Rhein mit einem mittelalterlichen Torturm. Gleich daneben stand ein mächtiges Bürgerhaus, das viele Um- und Anbauten erlebte. So zum Beispiel das Heranrücken und Sicheinverleiben der Stadtmauer

Projekt von Fabio Reinhart: eine Architekturgeschichte

im 18., die Erweiterung durch einen Anbau gegen die Vorstadt hin im 19. Jahrhundert. Die bildungsbehafteten Bewohner hatten durch all die Zeiten dafür

gesorgt, dass überall im Haus Anklänge an jene grosse Architektur auftauchten, die in den Architekturtraktaten ihrer reichhaltigen Bibliothek enthalten waren. Und wenn sie nicht gestorben sind, so bauen sie heute noch.

Wo die Geschichte fehlt, muss man sie erfinden. Dass sie eine Erfindung ist, muss auf den zweiten Blick klar werden. Die Methode hiess früher Historismus. Was unterscheidet aber Reinharts Projekt von dem der Elektrowatt? Die Genauigkeit. Während das Stadttor Reinharts einen geschichtlichen Prozess darstellen

will, bleibt es bei Elektrowatt an der Oberfläche.

Der Wettbewerb hat drei Ergebnisse. Der erste Preis wurde vom Preisgericht zur Ausführung empfohlen, erstens. Dies hat zweitens in Laufenburg zu einem allgemeinen Aufschrei geführt, die Leserbriefspalten schwollen an wie noch nie. Die Pensionskasse kriegte davon bereits kalte Füsse und zog sich in die Warteecke zurück. Drittens ist die Frage, wie man in Laufenburg und anderswo neues Bauen in alter Umgebung veranstaltet, hier mit einer eindeutigen Stellungnahme beantwortet.

Prämierte Projekte

1. Rang: Otto + Partner AG, Rheinfelden (verantwortlicher Projektverfasser: Raoul Rosenmund)
2. Rang: Arbeitsgemeinschaft Max Kasper und Stephan Mäder, Zürich (Mitarbeiter Peter Gadola)
3. Rang: Eppler Maraini Partner, Baden
4. Rang: Georg Giseler, Zürich (Mitarbeiter Norbert Gabold)
5. Rang: René Stoops, Brugg (Mitarbeiter Beat Zehnder)

Weitere Eingeladene

Urs Schweizer, Kaisten; Giancarlo Durisch (Mitarbeiter Pia Durisch, Aldo Noll), Riva San Vitale; Weber & Hoenger, Aarau; Fabio Reinhart, Lugano; Mathis Müller & Ueli Müller, Basel; Fierz & Baader (Mitarbeiter Ch. Mermet), Basel

Preisgericht

Dr. P. Riniker, Obmann Aargauischer Heimatschutz, Zofingen; Dr. R. Roth, Kraftwerke Laufenburg, Laufenburg; W. Burgherr, Stadtammann, Laufenburg; Ch. Leemann, Rheinfelden; Prof. D. Schnebli, Architekt, Zürich; S. Heusser, Architektin, Zürich; A. Pini, Architekt, Bern; M. Spühler, Architekt, Zürich; U. Burkhard, Architekt, Baden; S. Hubacher, Architektin, Zürich; F. Koch, Bezirksgeometer, Laufenburg

Gewässer schützen

Bäche werden kanalisiert, die Fische müssen mit Restwassermengen auskommen. Gegen die Begehren der Wasserfürsten von den Kraftwerken gibt es wachsende Opposition. Im Parlament wird um die Revision des Gewässerschutzgesetzes gestritten, der Landschaftsrappent wird gedreht und gewendet, und bald wird über die Gewässerschutzinitiative abgestimmt werden können, die die letzten noch nicht ausgebeuteten Bäche und Flüsse schützen will. Die Schweizerische Gesellschaft für Umweltschutz setzt sich unter anderem für den Schutz der letzten freifliessenden Bäche ein. Ihr Mittel: Propaganda und Aufklärung. Ein konkretes Vorhaben: Eine Plakataktion, um den Abstimmungskampf für die Volksinitiative «Rettet unsere Gewässer» zu lancieren. Die Umsetzung: ein Ideenwettbewerb unter den Grafiker- und Fotografiestudentinnen und -studenten der Schulen La Chaux-de-Fonds, Basel und St. Gallen sind entstanden. Das Thema heisst: An- und Wehklagen. Tote

Fische, mit Müll zugeschüttete Bäche, betonierte Kanäle sollen zeigen, wie die Ausbeuter ruhelos und mächtig wirken. Angeprangert wird nicht ein konkret benennbarer Schandtäter, sondern die diffuse, allgemeine Bedrohung. Es entstehen kraftvolle und intelligente Umsetzungen. Überraschend die Vielfalt und die recht hohe Zahl auch formal-gestalterisch gelungener Vorschläge. Die zwei ersten Preise gingen an plakative Entwürfe, die unmittelbar verständlich sind und mit einem kleinen Aufwand viel erreichen. Der dritte Preis ging an einen hervorragenden illustrativen Entwurf und der vierte an eine spannende, formal ausgezeichnete Serie.

FOTOS: ISTVAN BALOGH



Denise Michel aus St. Gallen setzt ein prägnantes Zeichen (1. Preis, oben). – 3. Preis: Massimiliano Baldassari (La Chaux-de-Fonds).

Veranstaltet hat den Wettbewerb die Schweizerische Gesellschaft für Umweltschutz (SGU).

1. Preis und Realisation: Denise Michel, St. Gallen, 2. Preis: Karin Elsener, Rorschacherberg, 3. Preis: Massimiliano Baldassari, La Chaux-de-Fonds, 4. Preis: Lukas Zürcher, Basel.

